

Prolog

Ein Leben in Angst

Es hämmerte an der Tür.

Isabell erhob sich eilig und warf sich noch im Gehen einen Mantel über, um ihre Blöße zu verdecken. Die Tür zum Kinderzimmer öffnete sich einen Spaltbreit und die Zwillinge Katherine und Elena lugten schüchtern heraus. Die beiden rieben sich schlaftrunken die Augen.

»Zurück ins Bett mit euch!«, wies sie ihre Kinder an.

»Aber Mama ...«, protestierte Katherine.

»Keine Widerrede!«

Die Kinder verschwanden eilig. Isabell blieb kurz stehen, bis sie das Rascheln der Bettdecke vernahm. Es hämmerte erneut.

»Isabell!«, schrie jemand von draußen. »Isabell, mach auf!«

Die Ortsvorsteherin schritt mit nackten Füßen zur Tür und öffnete sie. Es regnete in Strömen. Vor ihr stand Videll Laroth, der Befehlshaber – wie er sich selbst nannte – der freiwilligen Bürgerwehr. Der Mann hatte die zwanzig Lenzel selbst noch nicht überschritten und befehligte

kaum jemanden über achtzehn. Mann war eigentlich schon zu viel gesagt.

In Isabells Augen handelte es sich um ein halbes Kind. Sie erinnerte sich an den Jungen aus früheren Jahren, wie dieser in den Gassen des Dorfes gespielt und die Bewohner mit schelmischen Streichen geärgert hatte.

Dieses Bild war nur schwer in Einklang zu bringen mit dem durchnässten, frierenden Mann, der vor ihr stand und ungeschickt den zerschlagenen Schwertgriff befügte. Die Klinge steckte in einer ebenso abgewetzten Scheide an seiner Hüfte. Sie stammte noch von Vidells Vater und Isabell wusste, dass die Klinge schartig war vom vielen Gebrauch und auch nicht sachgemäß gepflegt wurde.

Die Jahrzehnte von Cedrics Schreckensherrschaft mit seinen endlosen Kriegen, gefolgt von dem kurzen, aber blutigen Krieg gegen die Dämonen,

hatten Hasterian und dem halben Kontinent Iraka eine Generation von Männern geraubt. Sie alle lagen nun verscharrt in unzähligen Gräbern auf Dutzenden von Schlachtfeldern. Und das nur, falls man überhaupt noch genügend Überreste der armen Kerle hatte finden können. Der Krieg war inzwischen fast vier Jahre vorbei, aber das Königreich war noch weit davon entfernt, sich wieder zu erholen.

Der Junge vor ihr schluckte beim Anblick der leicht gekleideten Isabell, wie sie vor ihm stand und nur einen Mantel am Leib trug. Sein Blick war ihr unangenehm. Verlegen zog sie das Kleidungsstück enger um den eigenen Körper. Sie hakte ihren linken Fuß hinter die rechte Wade, um ihm auch noch den Blick auf ihre halb nackten Beine zu verwehren. Der Wind blies mächtig durch die geöffnete Tür und machte es ihr schwer, den Mantel an Ort und Stelle zu halten.

»Was gibt es denn, Videl? Warum hämmerst du zu so später Stunde an meine Tür?«

Der Junge sah auf. Dicke Regentropfen perlten von seiner Stirn und liefen ihm über das Gesicht. »Komm schnell. Es geht schon wieder los.«

Isabell schluckte. Mehr musste Videl gar nicht sagen. Sie wusste leider nur zu gut, wovon er sprach. »Einen Moment«, bat sie.

Sie schloss die Tür und warf sich schnell das Nötigste an Kleidern über, bevor sie ein weiteres Mal den Mantel um ihren Körper zog. Sie öffnete erneut die Tür.

»Führ mich hin«, forderte sie ihn auf.

Videl nickte und eilte davon. Obwohl er jünger und größer war, hatte sie keine Probleme, mit dem Anführer der Bürgerwehr mitzuhalten. Bereits nach wenigen Metern blieb Videl wie angewurzelt stehen. Isabell wollte ihn ungeduldig anfahren, was die Verzögerung zu bedeuten hatte.

Die Worte blieben ihr jedoch im Hals stecken. Aus der Gasse voraus wälzte sich eine weiße Nebelwand, so dick wie Erbsensuppe. Einmal dort drinnen, würde man seine eigene Hand nicht mehr vor Augen sehen. Das war aber nicht das eigentlich Gefährliche an diesem Nebel. Schreie drangen daraus hervor: Laute der Angst und des puren Terrors, die ihr das Blut in den Adern gefrieren ließen. Isabell wusste, die meisten Menschen innerhalb dieses Nebels würden den Vorfall überstehen, einige wenige nicht. Aber wer auch immer dieses Teufelswerk überlebte, würde sich wünschen, es wäre anders. Nach

diesem Phänomen gab es immer eine ganze Reihe von Selbstmorden. Sie wünschte sich, sie wäre in der Lage gewesen, den armen Seelen dort drinnen zu helfen. Nichtsdestoweniger wusste sie, es gab nichts, was sie für diese Menschen tun konnte.

»Wir nehmen besser einen anderen Weg«, meinte sie zu Videl. Dieser nickte lediglich mit großen Augen. Der Anblick dieses lebendig gewordenen Schreckens hatte in ihm jede Möglichkeit, sich auszudrücken, versiegen lassen. Videl drehte sich auf dem Absatz um und führte Isabell durch ein Gewirr verwinkelter Gassen. Mehrmals mussten sie die Richtung ändern, da der gespensterhafte Nebel ihnen den Weg abschnitt.

Endlich erreichten sie ihr Ziel. Es handelte sich um ein Gebäude in den Außenbezirken des Dorfes. Eine ansehnliche Menschenmenge hatte sich bereits versammelt. Weder die tiefschwarze Nacht noch die Angst vor dem Nebel hatte vermocht, die Menschen in den eigenen vier Wänden zu halten.

Die Soldaten der Bürgerwehr standen im Halbkreis um die Eingangstür und hielten die Menge zurück. Die Menschen tuschelten aufgeregt miteinander und warfen dem Haus immer wieder ängstliche Blicke zu.

Als Videl mit Isabell im Schlepptau auf der Bildfläche erschien, wirkten die Soldaten mit einem Mal erleichtert, dass nun jemand vor Ort weilte, der die Autorität besaß, Entscheidungen zu treffen.

Die Soldaten machten Videl und Isabell bereitwillig Platz. Die Ortsvorsteherin trat einen unsicheren Schritt vor. Das Haus gehörte dem Tischlermeister Kornwalt und dessen Familie. Der Mann hatte eine Frau und zwei Söhne im Alter von dreizehn und neunzehn.

Isabell schluckte. Die Fenster des Hauses waren von innen mit Blut beschmiert. Etwas Furchtbares war hier geschehen. Ihre Beine zitterten.

Sie zwang sich dennoch weiterzugehen. Isabell schuldete es den ihr anvertrauten Bürgern. Videl begleitete sie bis zur geöffneten Tür. Dort blieb er stehen. Sie bemerkte, wie er nicht weniger zitterte als sie selbst.

Isabell wusste nicht zu sagen, ob er vor Kälte schlotterte – oder vor Angst. Diese Frage konnte sie lediglich für sich selbst beantworten. Isabell stieß leicht die Tür an. Sie schwang ohne Widerstand auf. Die Ortsvorsteherin betrat auf unsicheren Füßen das Haus. Ihre Knie fühlten sich seltsam weich an.

Bereits vor dem Haus war ihr der metallische Geruch von Blut aufgefallen. Der Gestank war hier drin geradezu überwältigend. Es stank nicht nur nach Blut, sondern auch nach Tod – und zu ihrer Verblüffung nach Verwesung, obwohl die Familie erst seit wenigen Stunden tot war.

Die erste Leiche fand sie an der Kochstelle: Kornwalts Ehefrau. Sie hatte das Abendessen zubereitet, als der Angriff sie überrumpelt haben musste. Etwas hatte ihr mit solcher Gewalt den Schädel zertrümmert, dass das Gehirn geplatzt war und nun Boden und Wände bedeckte.

Am Eingang zum Nebenraum fand sie Kornwalt selbst. Der Tischlermeister hatte seiner Frau zu Hilfe kommen wollen. In seiner Hand befand sich noch die Handaxt. Sie hatte ihm nichts genutzt. Etwas hatte ihm den Bauch aufgeschlitzt. Was immer das war, hatte keine Waffe benutzt.

Es war auch keine nötig gewesen. Die Spuren riesiger Krallen waren gut sichtbar. Die Schneide der Axt war unbefleckt. Kornwalt hatte nicht einen einzigen Treffer anbringen können. Der Tischlermeister war zwar nicht groß gewesen, aber dafür muskulös. Was immer ihn derart mühelos hatte überwältigen können, musste sehr stark gewesen sein.

Hinter Kornwalt fand er dessen jüngeren Sohn. Der Junge war ähnlich zugerichtet wie sein Vater. Er war gestorben, als er diesem hatte beistehen wollen.

Das eigentliche Grauen fand sie im Schlafzimmer des älteren Sohnes vor: Fabian. Er war an der Wand seines eigenen Zimmers gekreuzigt worden. Sein Kopf lag auf seiner Brust, das Gesicht war noch immer unversehrt. Wenn man von der Leichenblässe absah, hätte Fabian genauso gut schlafen können.

Isabells Blick wanderte tiefer. Der Bauch des Jungen war aufgeschlitzt. Seine Gedärme hingen bis auf den Boden hinunter. Blut tropfte in seltsam unstemmtem Rhythmus auf die Holzdielen. Als wäre das nicht schlimm genug, hatte ihn der unbekannte Angreifer entmannt und die Genitalien achtlos in die Ecke geworfen. Sie hoffte, der Junge war frühzeitig gestorben.

Es wäre zu grausam gewesen, wäre er während der ganzen Prozedur am Leben und bei Bewusstsein gewesen.

Übelkeit überkam sie. Sie würgte. In Panik drehte sie sich um und rannte aus dem Haus, so schnell ihre Beine sie trugen. Sie lehnte sich mit einer Hand an die Hauswand und übergab sich lautstark. Das allgegenwärtige Tuscheln der Menge wurde lauter, unheilvoller.

Aus der anonymen Menge erhob sich eine anprangernde Stimme. »Bereut, Brüder und Schwestern. Bereut! Erhebt eure Herzen zur Göttin des Lichts. Nur Ariadne kann euch erretten. Nur sie kann Erlösung bringen.«

Isabell sah auf. Die Menschen sanken auf die Knie und begannen mit gesenktem Kopf zu beten. Ein Mann in einer brauen Kutte schritt mit weit ausgreifenden Schritten und erhobenen Händen durch ihre Reihen.

Isabell erhob sich aus ihrer unwürdigen, gebückten Haltung und gab Vidal ein Zeichen. Dieser nickte zweien seiner Männer zu. Die Soldaten zögerten, hinderten den Priester dann aber am Weitergehen. Der Priester lächelte selig, als würde er freiwillig stehen bleiben und nicht von Soldaten der Bürgerwehr daran gehindert.

»Bereut!«, wiederholte er. »Unsere Gemeinschaft wird gestraft für begangene Sünden. Bereut!«

»Bei allem Respekt, Bruder Eustu«, sprach Isabell den Ariadne-Priester an. »Aber das Wesen, das dieses Blutbad angerichtet hat, ist aus Fleisch und Blut. Es tötet, es ist real, also kann es ebenso getötet werden.«

»Wären wir frei von Sünden, hätte Ariadne dieses Wesen nicht gesandt. Sich der Kirche zuzuwenden, ist die einzige Hoffnung auf Rettung.«

Isabell schnaubte, enthielt sich jedoch jeden Kommentars. Sie wischte sich müde über den Mund. Vidal reichte ihr einen feuchten Lappen, mit dem sie erst die Reste des Erbrochenen vom Mund entfernte und anschließend ihre Hände säuberte.

»Und wenn er recht hat?«, fragte er. »Wenn wir für unsere Sünden bestraft werden?«

»Niemand ist frei von Sünde«, erwiderte Isabell. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass Ariadne ihre Anhänger neuerdings mit unheimlichem Nebel und finsternen Kreaturen geißelt. Und im Übrigen glaube ich, dass sie weit Wichtigeres zu tun hat.« Die Ortsvorsteherin schüttelte den Kopf. »Nein, hier geht etwas anderes vor. Etwas Finsteres.«

»Was schlägst du also vor?«

Isabell überlegte kurz und hob schließlich den Kopf. »Ein Leben in Angst ist kein Leben. Das alles muss enden, und zwar so schnell wie möglich. Ich schicke eine Nachricht an den König und bitte ihn um Hilfe. Falls er nichts für uns tun kann, dann kann das niemand.«